

UNIVERSITÄT FREIBURG I. BR.

ÖFFENTLICHE FEIER
DER ÜBERGABE
DES REKTORATS

am 28. Mai 1932

*

Rede des antretenden Rektors

Prof. Dr. JOSEPH SAUER

Orient und frühchristliche Kunst

*

Bericht des abtretenden Rektors

Prof. Dr. HEINRICH WEBER

1933

PRESSVEREIN FREIBURG I. BR. G. M. B. H.

Rede des antretenden Rektors
PROF. DR. JOSEPH SAUER

Hochansehnliche Versammlung,
Sehr verehrte Gäste,
Liebe Kollegen und Kommilitonen!

Wenn ich zum zweiten Male die Ehre habe, in dieser Fei-
erstunde der Alberto-Ludoviciana Sie mit Fragen meines Fach-
gebietes bekannt machen zu dürfen, so stehen wir viel stärker als
vor sieben Jahren unter dem lähmenden Druck der Weltkrise und
der Not unseres Volkes. In hilfloser Resignation sind wir einem
Auflösungsprozeß gegenüber, der eine scheinbar zur höchsten
Blüte gelangte Kultur bis in ihre Grundelemente bedroht, der auf
allen Gebieten, dem der wirtschaftlichen, sozialen, politischen und
weltanschaulichen Ordnung, aber auch des geistigen und künst-
lerischen Schaffens den Boden unter unseren Füßen erschüttert
und unsicher macht. Man muß schon anderthalb Jahrtausende
zurückblicken, um eine ähnliche Konstellation anzutreffen, und bei
Männern wie Hieronymus, Augustin und Salvian wird man Stim-
mungsschilderungen von modernster Aktualität lesen. Auch da-
mals ist einer absterbenden Welt in den erschütternd lapidaren
Worten Gregors des Großen die Grabschrift geschrieben worden:
Nam in hac terra, in qua vivimus finem suum mundus iam non
nuntiat, sed ostendit (Dial. 3, 38). Ubique mors, ubique luctus,
ubique desolatio . . . finis temporalium ostendit quam nihil sit quod
transire potuit (Homil. in Evang. 2, 28).

Die Antike, an deren Sterbelager der letzte Römer diese Worte
sprach, als Lebensnorm und Kulturprinzip war dahin; ihr Erbe
an das Christentum übergegangen. Vor sieben Jahren habe ich von
dieser Stelle zu zeigen gesucht¹, welche Folgerungen aus diesem
Wandel für die Kunst entstanden sind. Wenn ich damals den
Wesenscharakter der christlichen Kunst in seiner schroffen Gegen-
sätzlichkeit zur Antike bestimmte, möchte ich heute der Frage
nähertreten, wie er zustande kam, welche äußere Faktoren und

welche immanente Gesetze ihn schaffen halfen. Wir berühren damit das seit Jahrzehnten ungemein temperamentvoll behandelte und zur Zeit lebhafter denn je erörterte Problem, welche Rolle dem einst hellenistischen Osten in dem Bildungsprozeß der christlichen Kunst und an der Agonie der Antike zukommt: eine Streitfrage, die, wenn je eine, gekennzeichnet ist durch das Wort: *Quot capita, tot sensus*. Hatte der Wiener Kunsthistoriker Riegl gerade vor einem Menschenalter die bis dahin allgemeine Auffassung vom Senilismus und Verfallscharakter der spätantiken und demgemäß auch frühchristlichen Kunst zurückgewiesen durch den bahnbrechenden Nachweis eines neue Lebensbahnenweisenden Eigenwertes dieses Spätstils, und ungefähr gleichzeitig der andere Österreicher Strzygowski den Primat Roms auf dem Gebiet der altchristlichen Kunst leidenschaftlich und unablässig bekämpft durch den Hinweis auf die Denkmälerwelt des Ostens und Nordens, so hat die Forschung der letzten drei Jahrzehnte unter diesen beiden Anregungen in immer neuen Hypothesen eine Lösung des Problems vom Werdegang dieser frühchristlichen Kunst zu geben versucht. Die einen hielten an der schöpferischen Vormacht Roms fest, andere sprachen ebenso ausschließlich alle Initiative dem hellenistischen Osten oder den in der Spätantike zum Vorstoß erstarkten Energien der von hellenistischer Kultur wenig oder gar nicht erfaßten Volksstämme des Ostens zu; wieder andere sahen im Christentum selber die zu neuen Stilformen drängenden immanenten Gesetze gegeben. Eine einheitliche Linie haben diese bis zur Stunde noch fortdauernden Auseinandersetzungen bis jetzt nicht finden können. Erschwert sind sie von vornherein durch die völlig ungleichmäßige Erhaltung des Denkmälerbestandes; der erdrückenden Überzahl an Schöpfungen der bildenden Kunst und des Kunstgewerbes, die Rom aus den drei ersten Jahrhunderten aufzuweisen hat, ist im weiten Gebiet des Ostens so gut wie gar nichts entgegenzustellen² und auch die Profankunst der großen, vielgerühmten Kulturzentren Antiochien, Edessa, Alexandrien ist bis auf dürftige Reste verloren; was aber blieb, wie etwa in Alexandrien, ist von problematischem Wert und wird an künstlerischer Qualität von manchen Schöpfungen der Provinz übertroffen³.

Die neue Lehre war von ihrer kunstarmen Heimat im Osten noch im ersten Jahrhundert in die von der Sonne künstlerischen Lebens überflutete griechische und römische Welt eingezogen:

auf ihrem Programm stand keine Mission für Kunst. Ihre Aufgabe lag anderswo und war der geistigen Grundhaltung der Antike diametral entgegen. Sie verlegte das Ziel menschlichen Daseins ausschließlich ins Jenseits und beließ aller Diesseitigkeit nur untergeordnete, behelfsmäßige Bedeutung. Wenn das Christentum auch anfänglich der Ausdrucksformen antiker Kultur sich bediente, es mußte zwangsläufig zu ihrer Umbildung und Umwertung führen. Die frühesten Äußerungen christlichen Kunstschaffens, die vom Ende des ersten Jahrhunderts an in den Werken römischer Katakomben und bald auch in der Reliefplastik der Sarkophage entstehen, können diesen Umwandlungsprozeß deutlich veranschaulichen⁴. Erst noch reine Dekoration der Wände, selbst Landschaftsidyllen, dann biblische Motive in bestimmter, gleichmäßiger Auswahl, aber aller darstellenden Einläßlichkeit entkleidet, auf die knappste Formel reduziert, wie ein Hieroglyphenbild, weil nur symbolischer Träger eines darin verkörperten geistigen Inhaltes, einer ewigen Idee. Als ausgesprochene Inhalts- und Bedeutungskunst sind diese Schöpfungen außer allem Zusammenhang mit der antiken Kunst, selbst in Motiven, die ihrer Herkunft nach rein antik waren, wie das des Orpheus, aber mit ganz neuem geistigem Gehalt die überkommene Form füllten. Unantik ist diese ganze ausschließliche Symbolsprache, unantik ihre formale Ausdrucksweise, die alle schildernde Einläßlichkeit und alle realistische Bestimmtheit ablehnt, unantik der symmetrische Bau der Komposition und die frontale Haltung der menschlichen Gestalt, durch die eine seelische Beziehung zum Beschauer durch Weckung von Hoffnungen geschaffen werden soll. Diesen Zug zur symbolischen Umdeutung aller sinnlichen Daseinsformen, zur Entmaterialisierung der Diesseitigkeit brachte das Christentum von Anfang an mit; er ist nicht mit irgendeiner nationalen Ursprungsmarke versehen. Gewiß ist er in der neuplatonischen Welt Alexandriens zum konsequenten System ausgebaut worden; er war aber auch den römischen Christen der Frühzeit vertraut, wie der Pastor des Hermas zeigen kann. Seine Konsequenz und seine gesetzmäßige Geltung werden nicht in Frage gestellt durch Einzelercheinungen, wie etwa die Steinplastiken eines guten Hirten aus der Frühzeit, des jugendlichen Christus oder des Hippolytos, oder Malereien, die noch vielfach und länger an der Formtradition der Antike festhalten. Die durch Konstantin herbeigeführte Friedenszeit

brachte der Kirche staatlich gesichertes Existenzrecht, materielle wie moralische Förderung ihrer Bestrebungen, die Möglichkeit, ihr Gesetz zur Lebensnorm der menschlichen Gesellschaft und des öffentlichen Lebens zu machen, und vor allem ihrem Kult ungehindert volle und reichste Entfaltung und eine Überfülle reichst ausgestatteter Gotteshäuser. Die Kaiser und ihre Organe, Bischöfe wie Einzelpersonen wetteiferten im Bau und Schmuck von Kultbauten, namentlich von Märtyrermemorien⁵. Es schien, daß die Freiheit der Kirche einer Renaissance der Antike gleichkam und anstelle der transzendentalen Geisteshaltung wieder stärkeres Interesse für die diesseitige Welt getreten sei⁶. Aber auch diesem Einbruch antiken Geistes hat die Kirche eine Umbiegung und Umformung nach ihren Idealen zu geben gewußt.

Der Orient hatte an der Neugestaltung kirchlichen Lebens in der ersten Friedenszeit nicht geringen Anteil; er gab dem Abendland und vor allem seiner kirchlichen Kunst eine Fülle neuer, bedeutsamer Anregungen und eine Mehrung ikonographischer Motive. Dort erfuhr der Märtyrerkult durch den Bau von Grab- und Gedenkkirchen (μαρτύρια, memoriae) die rasch zum Zielpunkt von Wallfahrten wurden, seine eigenartige und für die spätere Zeit maßgebend gewordene Entwicklung und Ausbildung⁷. Die Grenze zum griechischen Heroenkult hinüberscheint trotz aller Verwahrungen von Hieronymus, Augustin, Theodoret u. a. (Nobis martyres non sunt dii. Nos martyribus nostris non templa sicut diis, sed memorias sicut hominibus mortuis fabricamus, nec ibi erigimus altaria. Aug. Civ. Dei 22, 10; Sermo 273,7 Migne 38, 1251) von der Masse in übersprudelnder Begeisterung für die ruhmreichen Blutzeugen Christi nicht immer beachtet worden zu sein. Im Osten hat man noch in konstantinischer Zeit die von Theodosius wieder eingeschränkte und von Gregor dem Großen⁸ spät noch, allen kaiserlichen Wünschen gegenüber betonte Consuetudo Romana, das Grab des Toten, auch des Heiligen unberührt zu lassen: humatum corpus nemo ad alterum locum transferat; nemo martyrem distrahat, nemo mercetur (Cod. Theodos. p. IX, tit. 17, l. 7), verlassen und die Märtyrerleiber zur Wanderung weithin im Bereich der antiken Welt gebracht: ut sede priori, martyres accitos referrent in novae terrae hospitia (Paulin. Nolan., Carm. XIX, 320). Einem höheren Pietätsdrang wurden die menschlichen Pietätsrücksichten geopfert. Kaiserlicher

Machtwille brachte in Byzanz aus dem ganzen Orient die irdischen Reste der Blutzegen zusammen, um sie durch prunkvolle Gedenkkirchen zu ehren⁹; fast noch größer war die Anhäufung der Überbleibsel der christlichen Helden der Vorzeit in Antiochien. Das Verlangen nach solchen führte im Osten bald zu einer Zerteilung der Skelette bis zu kleinsten Fragmenten; wo man sie nicht gutwillig bekam, gebrauchte man List oder Gewalt. Hieronymus erzählt uns, wie der Leib des hl. Hilarion durch Diebstahl von Cypern nach Majuma bei Gaza kam¹⁰. Diese vielfältig naiven Formen des Märtyrerkultes griffen noch im Laufe des 4. Jahrh. auch nach Nordafrika über, so daß schon Augustin bemerken konnte: *Africa sanctorum martyrum corporibus plena est* (Epp. 78, 3; Migne 33, 269), aber auch gleichzeitig mit aller Entschiedenheit, wie die Beschlüsse nordafrikanischer Kirchenversammlungen¹¹, warnen mußte vor den allerwärts schon eingerissenen Mißbräuchen, vor *hypocritae*, die im Mönchsgewand herumziehen und *membra martyrum, si tamen martyrum, venditant* (De opere monarch. c. 28). Diese neue Form kultischer Ehrung und Verehrung setzt in Palästina ein unter Konstantin am Grab und an der Kreuzstätte Christi, erfaßt auch andere Stätten seines Lebens und Wirkens, wie die seiner Geburt. Die noch erhaltene fünf-schiffige Basilika in Bethlehem, Reste an anderen Orten, können eine Vorstellung von den monumentalen Ausdrucksformen dieses Kultes geben. Das im Mittelpunkt des gewaltigen konstantinischen Baukomplexes auf Golgatha aufgerichtete, mit Goldblech und Edelsteinen geschmückte Kreuz Christi hielt in Nachbildung alsbald seinen Einzug als Wahr- und Siegeszeichen der neuen Lehre in alle Kirchen der damaligen Christenheit. Im Goldglanz des Mosaiks strahlt es noch heute aus der Concha von S. Pudenziana in Rom und bis hinein in den Kaukasus läßt sich schon damals diese Ausstrahlung des Kreuzkultes verfolgen¹². Das Passionsmotiv mit Kreuz und Kreuzigung, vor dem antikes Empfinden so lang und so scheu ausgewichen war, z. T. mit eigenartigen Notbehelfen (Anker, konstantinisches Monogramm Christi), war damit in die Kunst eingeführt, ihr durch alle Jahrhunderte hindurch unerschöpflichste und tiefst aufwühlende Anregungen zu geben. Durch Wallfahrtsandenken, wie wir solche noch in den Fläschchen von Monza und Bobbio¹³ aus der Zeit Gregors des Großen kennen, wurden Darstellungen des Hauptereignisses der hl. Stätten

des Ostens, wohl selber Nachbildungen von dortigen Kultbildern, überall im Bereich der alten Welt verbreitet und selber wieder Anregung für weitere künstlerische Behandlung. Die Pilgerin Aetheria aus dem Westen gibt uns in ihrem Bericht aus dem letzten Viertel des 4. Jahrh. eine anschauliche Vorstellung, wie diese heiligen Orte von nun an aus allen Ländern der Christenheit als Wanderziel aufgesucht und ob der Pracht ihrer Ausstattung stauenden Auges bewundert wurden. Bis zu welchem Ausmaß dieser Wallfahrtsverkehr sich entwickelte, zeigt das Grab des hl. Menas in der Wüste südwestlich von Alexandrien, wo um die bald verdoppelte Wallfahrtskirche eine ganze Stadt, an Prunk und Größe mit Alexandrien verglichen, anwuchs, ein altchristliches Lourdes, aus dem die kleinen Wallfahrtskrüglein eine Nachbildung des Kultbildes allüberallhin brachten, zeigt die gleichfalls um das Grab des hl. Sergius in der Wüste östlich von Aleppo entstandene Stadt Rusafa, zeigen die riesenhaften Reste der in ihrer baulichen Gliederung und ornamentalen Ausstattung unvergleichlichen Wallfahrtskirche des Säulenheiligen Simeon († 459) östlich von Antiochien, der schon zu Lebzeiten nach der Schilderung Theodorets gewaltige Menschenmassen um seine Wohnsäule an sich zog¹⁴.

Im Westen, wo man noch während des ganzen Altertums an der altrömischen pietas für das Grab festhielt und nur in zwingenden Fällen zu einer Überführung der Leiber der Märtyrer sich verstand, blieb man in der Ehrung ihrer Gräber nicht zurück; die monumentalen Basilikabauten über den Ruhestätten Petri und Pauli und der hl. Agnes sind teilweise heute noch Zeugen. Über und um das Grab des hl. Felix in Nola häufte Paulin nicht weniger als fünf Sakralbauten und daß auch hier im Westen der Zudrang von Verehrern an den Gedenktagen von weither, wenn auch nicht wie im Osten aus dem ganzen Reich, überaus groß war, schildern begeistert Prudentius wie Paulin: *Confertis longe latet Appia turbis. Vicit iter durum pietas* (Carmen 14, 70, 79).

Der Osten hat der christlichen Fröhenkultur noch eine weitere bedeutsam gewordene Neuerung gegeben in dem seit Mitte des 3. Jahrh. in Ägypten aufgekommenen und bald nach Palästina, Syrien und Mesopotamien verbreiteten Asketentum. Es bedeutet die schärfste Absage an den antiken Geist, führt die Forderung der neuen Lehre nach Überwindung aller irdischen Werte

zu Gunsten überirdischer Ziele bis zur äußersten Konsequenz mit einem Lebensethos, das grundsätzlich alle Körperkultur aufgibt, vielfach mit ganz phantastischen Mitteln, und dafür nur Seelenkultur pflegen will. Die bald nach vielen Tausenden zählenden Vertreter dieses neuen Lebensstiles wurden in der damaligen Welt als etwas absolut Fremd- und Eigenartiges angesehen, in ihren unwirtlichen Fluchtstätten wurden sie von allerorts her aufgesucht, bestaunt, bewundert und vielfach auch nachgeahmt¹⁵; sie haben tiefste Einwirkung auf die Denkweise des Christentums und auf die theologische Literatur ausgeübt; der Monumentalkunst haben sie eine neue Form von sacraler Anlage, der des Klosterbaues, gebracht, und in der geistigen Atmosphäre dieser Asketenwelt hat man wohl auch den Anstoß zu suchen, daß jetzt nach 400 die darstellende Kunst zu einer realistischen Schilderung des Herrn am Kreuze sich verstand, von der bisher antike Scheu sie abhielt und daß sie vom gleichen Zeitpunkt ab das ganz hellenistische Schönheitsideal verkörpernde Bild des jugendlichen Christus durch das des bärtigen Mannes¹⁶ und bald Greisen zu ersetzen begann.

Es war im bisherigen die Rede von einer mehr materiellen Bereicherung an neuen Formen und ikonographischen Motiven — die Zahl der letzteren hätte noch um ein Vielfaches vermehrt werden können —, die der christlichen Kunst aus dem Osten geworden ist. Noch nichts gesagt wurde aber über das Ausreifen der Wesensart, welche sie im Gegensatz zur hellenistisch-römischen an sich trägt; über Bedeutung und Herkunft der Ausdrucksformen dieser Wesensart. Das Innere dieser Gotteshäuser oder Gedenkstätten der Märtyrer überkleidet an allen Hochwandflächen und Leibungen der Bögen wie an den Wölbungen der Apsiden mit einem überreichen Bildschmuck, zumeist in der gleißenden Pracht des Mosaiks¹⁷: bald nur Ornamentmotive, rein flächig wie beim Teppich auf die Felder gestreut, ersichtlich übernommen von Pavimentmustern des Ostens; bald historische Begebenheiten, wie die lange Reihe von Szenen aus dem Alten und Neuen Testament in Maria Maggiore zu Rom und S. Apollinare in Ravenna, dort noch scheinbar im Stil der historischen Triumphalkunst, aber ihr schon ferner gerückt¹⁸ durch stärkeren Verzicht auf die Wirklichkeitsillusion; bald lange Reihungen von Einzelgestalten, der Chorus Sanctorum¹⁹, der sein Prozessionsziel im ideellen Mittelpunkt des

Gotteshauses findet. Hier aber kein Kultbild, sondern der Altar, an dem sich immerfort wirkliche Handlung vollzieht im Opfer. Darüber aber im Feuer der Mosaikfarben wie eine Vision aus höherer Welt von der Apsisschale herableuchtend, das Goldkreuz von Golgatha, Sinnbild und Wirklichkeit, Vorbild und Bestätigung des am Altar sich abspielenden Vorganges, oder der Herr der Herrlichkeit in Ehrfurcht gebietender Feierlichkeit auf dem Königsstuhl thronend oder auf dem Regenbogen des Firmamentes. So ist das Innere dieser Sakralräume in eine über die sinnliche Wirklichkeit erhabene Idealwelt der Jenseitigkeit gewandelt. Sie sind, wie der Name es schon besagt, in Wahrheit, βασιλικαὶ στοαὶ Hallen des Gottkönigs geworden und ihr Hausherr, der dominiaedius Paulins, wendet sich in den hundert und tausend Bildern und Szenen des heilsgeschichtlichen Dramas an den Besucher, wie dieser es in anderer Vorführung alljährlich im Rhythmus der liturgischen Verrichtungen zu hören und zu spüren bekam. Harum terrestrium aedificatio fabricarum, beata coelestium est praeparatio mansionum (Paulin Epp. 32, 18): „Dieser irdische Kirchenbau wird für uns der selige Bau unserer himmlischen Heimat.“ Man wird die tiefste Bedeutung dieser Kirchenkunst und die Eigenart ihrer künstlerischen Ausdrucksmittel nicht zu verstehen vermögen, wenn man sich diese Vorstellung vom Kirchenraum nicht ständig gegenwärtig hält, der völlig überkleidet und inkrustiert ist durch eine flimmernde Pracht mit sinnbildlichem höherem Inhalt; bei der vom Smaragd- oder Ultramarin- grund zwischen Blumen und symbolischem Getier feierliche Gestalten in ernster Handlung oder in verklärter Ruhe herunterleuchten wie die blinkenden Sterne vom Firmament. Floriferi coeleste nemus paradisi, hat es Paulin von Nola richtig gekennzeichnet (Epp. 32, 17). Es ist heilige Geschichte, die da geschrieben steht, nicht um ihres jeweiligen natürlichen Inhaltes eingehend und geschichtlich geschildert, sondern ihrer höheren, ewigen Bedeutung wegen knapp angedeutet, oft auch nur in Symbolen, alles aber hinbezogen und zusammengefaßt im dominiaedius, dem Herrn der Herrlichkeit, zu dessen Füßen die vier geheimnisvollen Flüsse die Elemente des Lebens und der Wahrheit ausströmen lassen. Wo er wie im Galla Placidia-Mausoleum nach dem Vorbild der älteren Zeit als Hirte erscheint, wird er ganz unreal mit königlichem Prunkgewand und dem Gemmenkreuz ausgestattet. Der

wiederholt genannte Paulin von Nola, der immer wieder auf die Kirchenkunst seiner Tage zu sprechen kommt und sie selbst ausgiebig pflegte, nennt diese Zier des Kircheninnern ein *ludere pictura sancta*, eine *fucata coloribus umbra*, quae per spectacula mentes agrestum caperet (Carm. XXVII, 581/82). Ein heiliges Spiel, ein überirdischer Farbenschein, in dem das Auge des Ungebildeten ein heiliges Schauspiel erfassen solle. Damit entfernt sich diese Kunst, grundsätzlich und aus konsequenter Einstellung heraus, weit weg von dem einläßlich schildernden Realismus der Historienreliefs der Triumphalkunst, auch wo sie geschichtliche Vorgänge zur Darstellung bringt, wie in Maria Maggiore. Der äußere historische Vorgang ist nur Anlaß, Inhalt und Bedeutung sind transzendent, überweltlich und überzeitlich. Diese wesensandere Zweckauffassung muß zu einer anderen Darstellung des Bildvorganges führen. Der sinnlich darstellbare Raum mit Boden- und Tiefenandeutung schwindet; die Gestalten schweben erdentückt und raumlos vor uns, bald auch vor einer golddurchsetzten Fläche. Bei szenischen Vorgängen werden sie oft genug übereinander angeordnet, als ob die Raumwirkung in die Höhe gedacht wäre; beim Ornament ist das schon viel früher zu sehen und hier zweifellos nach Vorbildern aus dem fernen Osten. Die Vollrundung der Gestalten verflacht sich auch im Relief mehr und mehr, um einem Schein, der *umbra fucata*, zu weichen; ihre Beziehung zueinander lockert und löst sich mehr und mehr; sie werden isoliert und sind in frontaler Stellung zum Beschauer nebeneinander gereiht. Man hat für diesen tiefgehenden Wandel, der gleichbedeutend mit dem Hinsterben antiker Kunstauffassung ist, weitgehend Einflüsse und Vorbilder aus dem nicht hellenistischen Osten verantwortlich gemacht²⁰. Für die frontale Stellung der Gestalten konnte man eine Parallele in jüngst erst gefundenen Malereien des ersten und dritten Jahrhunderts in Dura am Euphrat namhaft machen, die wahrscheinlich unter parthischen Einflüssen entstanden sind; auch auf manche Eigenarten des Mithras-Kultbildes konnte verwiesen werden²¹. Aber abgesehen von manchen fundamentalen Unterschieden wird durch den Nachweis solcher Parallelen zur Feststellung und Erklärung der radikalen Neuerungen in der Frühentwicklung der christlichen Kunst nicht viel gewonnen. Der Verzicht auf Raumandeutung und Körperlichkeit der menschlichen Gestalt, auf Einläßlichkeit in

Schilderung eines Vorganges wird doch nur verständlich, wenn man die ganz andere Funktion und Bedeutung der Bilddarstellung beachtet. Wenn unter der Hülle irdischer Gestalten und Begebenheiten Wesen und Ideen der Überwelt und Ewigkeit gezeigt werden sollten, mußte alles beiseite bleiben, was diesen Gehalt verschleiern und verdunkeln konnte. Durch die frontale Stellung der Gestalten sollte ein inneres seelisches Verhältnis zum Beschauer im Sinne von Belehrung und Verehrung hergestellt werden. Manche Anregung und manches Vorbild mag von außen, insbesondere vom Osten, wo verwandte geistige Strömungen in der Zeit der Spätantike an der Arbeit waren, übernommen worden sein; das gilt insbesondere von dem Inkrustationsverfahren der farbigen Mosaikauskleidung der Innenräume. In der schon dünn gewordenen Schale spätantiker Kunst haben diese fremden Elemente dem gestaltenden Geist einer jenseits gerichteten, vom Irdischen abgekehrten Weltanschauung im Christentum als Mittel gedient, jene Hülle umzugestalten oder ganz zu sprengen und dem Weltbild der Wirklichkeit ein überirdisches Scheinbild folgen zu lassen.

Am längsten hat sich die Antike, vorab im Westen, in der Baukunst gehalten. Die Form für das Gotteshaus war der Hallenbau der Basilika, in der Bogenverwendung²², der Schiffteilung und im Halbrund der Altarapsiden zweifellos vom Osten her beeinflußt. Aber in dieser einmal gewonnenen Typenform im Westen bis ins Mittelalter hinein konstant geblieben. Auch der Osten hatte anfänglich in Ägypten wie in Palästina und Syrien diesen hellenistischen Bautyp, wandelte ihn dann aber früh schon durch unhellenistische Anregungen im Sinne viel plastischerer Gliederung des Innenraumes wie auch der Fassade und durch stärkere tektonische Haltung des Aufbaues ganz wesentlich um, oder ersetzte ihn durch das in manchen Gebieten, wie in Armenien und Georgien, ausschließlich verwendete zentrale Schema mit Kuppelkrönung. Ein vielseitiger Typen- und Formenreichtum kennzeichnet diese östliche Baukunst, die in der Sophienkirche eine aus vielen Quellen bereicherte Neubelebung der Antike hervorbringt²³. Wenn das tektonische Schema der Bauten des vorderen Ostens ohne Einwirkung auf das Abendland blieb, so zeigt es frühzeitig in der Fassadengliederung und in einer Fülle orna-

mentaler Einzelheiten (Blendrundbogen am Äußern, Flechtbandmotive) eine Formenwelt, die im Abendland erst in der frühmittelalterlichen Kunst zur Anwendung kommt.

Wenn aus dem absterbenden Stamm der Antike ein neues Reis hervortrieb, so wurde die alte Form nicht mehr wiederholt, die war mit dem Geist, der sie zeugte, endgültig dahin; der neue Sproß, den als kraft- und markloses Alterserzeugnis nur charakterisieren kann, wer kein inneres Verhältnis zu seiner Lebenskraft hatte, war verwurzelt nicht mehr ausschließlich in der Antike, sondern auch in der östlichen Kulturwelt, die auch das Wesensbild der Spätantike nicht unerheblich bestimmt. Seine leben- und formenschaffende Kraft hatte er aber von dem einzigartigen neuen Quellboden des Christentums empfangen. Welche monumentale Wucht und Eindringlichkeit er trotz aller Abkehr vom antiken Formengeist zu erzielen wußte, zeigen Schöpfungen wie in Ravenna oder in S. Pudenziana in Rom, die auch den modernen Menschen noch in ihren Bann zwingen. Das Wort des großen Denkers Augustin, der wie nur je einer über dem Grab der Antike weinte, aber mit dem weiten Fernblick des Sehers den Neubau der Zukunft schaute, gilt auch von dieser Blüte des Frühchristentums: *Umbra sane Civitatis huius . . . dicta est etiam ipsa Civitas sancta merito significantis imaginis, non expressae veritatis* (Civ. Dei XV, 2).

Anmerkungen.

¹ Wesen und Wollen der christlichen Kunst. Freiburg 1926. Zu der dort S. 15 ff. aufgeführten Literatur sind inzwischen noch eine Reihe weiterer Studien hinzugekommen, die sich in vielfach weit auseinandergehendem Sinne mit dem Problem des Wesenscharakters der frühchristlichen Kunst befassen. R. Kömstedt (Vormittelalterliche Malerei. Die künstlerischen Probleme der Monumental- und Buchmalerei in der frühchristlichen und frühbyzantinischen Epoche. Augsburg 1929) sieht in der Katakombenmalerei nur einen mit Abkürzungen arbeitenden „Symbolismus, der nicht zum transzendent Ausdrucksmäßigen führt“, der im 4. Jahrhundert mehr und mehr durch historische Darstellungen mit einem Zug „zum großen Stil, zu imponierenden, wuchtigen Wirkungen“ abgelöst wird. Erst nach 400 bildet sich der spezifisch christliche, transzendente Stil aus, der seinen Höhepunkt um 500 erlebt. Über das hinaus, was Moser (Kritische Berichte zur kunstgeschichtl. Literatur 1930/31, 58 ff.) an Reserven zu dieser Konstruktionslinie der frühchristlichen Kunst geäußert hat, ließe sich noch manche kritische Bemerkung hierzu machen. Einen Vorstoß gegen die symbolische Auffassung der Katakombenmalerei unternahm Paul Styger (Die altchristl. Gräberkunst. München 1927), der in ihr nur beziehungslose Historienbilder der heiligen Geschichte sieht, wie sie im altchristl. Haus auch üblich waren. Abgesehen davon, daß die Existenz und der Charakter einer solchen frühchristlichen Hauskunst gänzlich unbeweisbar sind, spricht allein schon die Darstellungsweise und die Anordnung der Katakombenmalerei gegen eine solche Beurteilung. Vgl. J. P. Kirsch in Röm. Quartalschrift 36 (1928) 1—20 und die ruhig abwägende Studie von Helmut Lotter, Realismus und Symbolismus in der altchristl. Kunst (Tübingen 1931), sowie von Ildef. Herwegen, Christliche Kunst und Mysterium (Münster 1929) S. 14 ff. In der Richtung der M. Dvořák'schen Theorie bewegen sich die Ausführungen von Hermann Wolfgang Beyer (Die Eigenart der christlichen Kunst im Rahmen der Spätantike, in der Festgabe für Victor Schultze „Von der Antike zum Christentum“, Stettin 1931, S. 67—81), wenn sie durchgängig in der frühesten christlichen Kunst „einen ganz bestimmten Ausdruckswillen“ nachweisen wollen. Von dem Altmeister der völkerpsychologischen Forschung in der Kunstgeschichte, von J. Strzygowski, liegen eine Reihe von Veröffentlichungen vor, die sich mit steigender Leidenschaftlichkeit gegen die „Zwangsvorstellungen“ der philologisch-historischen Schule von der allein gültigen „Machtkunst“ des Mittelmeergebietes wenden. „Im Rahmen des Altchristlichen steht voran der Maßstab der Antike. Man hat sich den Begriff einer christlichen Antike zurecht gelegt.“ Dieser Machtkunst (bedingt und gestützt durch weltliche und geistige Mächte, Könige, Chri-

stentum, Islam) des mittleren „Erdgürtels“ zwischen Alpen, Taurus und Himalaja, vertreten im alten Ägypten wie in den alten mesopotamischen Reichen, vor allem in der hellenistischen und römischen Kunst, stellt er die asiatische Kunst der Wanderhirten und eine europäisch-nordische Kunst mit Holzbau und figurenlosem Ornament gegenüber. Vom mazdaistischen Christentum Irans dringt in die frühchristliche Kunst die Motivenwelt figurenloser Landschaften und Rankenfüllungen, und in die Baukunst das Vorbild des Feuertempels ein. „Erst als die Kirche sich der Kunst im Sinne der Aufmachung ihrer Macht und zur Belehrung derjenigen, die nicht lesen können, bemächtigt, tritt die menschliche Gestalt in den Vordergrund, und die Kunst hört auf, um ihrer selbst willen geübt zu werden. Semitische, hellenistische und buddhistische Einschlüsse gewinnen dann auch im Christentum die Oberhand und machen daraus schon in Asien das, was wir heute als christliche Kunst anzusehen pflegen.“ Asiens bildende Kunst S. 649. (Der Norden in der bildenden Kunst Westeuropas, 1926. Die altslavische Kunst, 1926. Asiens bildende Kunst, ihr Wesen und ihre Entwicklung 1930. Der Mittelmeerglaube in der altchristl. Kunst in Oriens Christianus III. Ser. VII [1932] 229—50.) So anregend diese stark persönlichen Plaidoyers auch durchgängig sind, so erinnern sie doch in dem Hinwegsehen über die geschichtliche Wirklichkeit und die in ihr vorliegenden organischen Zusammenhänge an die Konstruktionen mancher religionsgeschichtlichen Versuche.

² Das galt noch bis Frühjahr 1932. Seither ist ein Denkmal wenigstens bekannt geworden aus vorkonstantinischer Zeit, das eine ikonographisch wie stilistisch höchst merkwürdige Parallele zu den Malereien der römischen Katakomben darstellt. Es sind Wandmalereien eines kirchenartigen Raumes im Kastell zu D u r a am Euphrat, mit den Darstellungen des Guten Hirten inmitten von 12 Schafen, der Heilung des Gichtbrüchigen, Adams und Evas neben dem Baum, Davids und Goliaths, der Samariterin am Brunnen, Christus auf dem Wasser wandelnd und den versinkenden Petrus rettend, der drei Frauen am Grab. Wie man sieht, sind es Szenen des Alten und Neuen Testaments, über den aus den Katakomben bekannten stereotypen Kreis hinaus um mehrere dort unbekannte Motive vermehrt, und was wichtig ist, nicht in einem sepulkralen Zusammenhang und mit sepulkraler Bedeutung verwendet, sondern in einem sakralen Gebäude, in dem auch ein Taufbrunnen angenommen wird. Die Darstellungsart unterscheidet sich auch wesentlich von der der Katakomben; sie ist ausgesprochen historisch schildernd, mit Andeutung der lokalen Situation. Entstanden müssen diese Malereien sein vor der Mitte des 3. Jahrhunderts, denn um diese Zeit wurde der Raum aus fortifikatorischen Gründen wieder zugeschüttet. Von der Yale-University, deren Archäologischer Kommission die Entdeckung zu verdanken ist, wird man eine baldige Veröffentlichung zu erwarten haben; eine Reihe Abbildungen in *The Illustrated London News* 1932, Aug. 13. Wenn man für die heidnischen Malereien des gleichen Kastells iranisch-parthische Einflüsse angenommen hat, so wären nach der oben erwähnten Theorie Strzygowskis diese christlichen Historienbilder geradezu ihr Gegensatz. In jedem Falle wird dieses erste — sicherlich nicht das einzige —

Beispiel vorkonstantinischer bildender Kunst des Ostens uns nötigen, die bisherigen Anschauungen über das Wesen und den Charakter der frühestchristlichen Kunst einer Nachprüfung zu unterziehen. — Was an Kleinkunst des Ostens noch gelegentlich beigebracht wird, wie die zwei Gemmenschnitte mit Darstellung des Gekreuzigten (mit Kreuznimbus!), angeblich aus dem 2. oder 3. Jahrhundert (Jaspis aus Gaza in der Sammlung in Wakefield; ein anderer Jaspis im Corpus-Christ-College zu Cambridge. Cabrol-Leclercq, Dict. d'arch. III, fig. 3356, 3374) scheidet für mich als entweder gefälscht oder aus erheblich späterer Zeit stammend hier aus.

³ Antiochien hat bis heute die Geheimnisse seiner unter der Erde schlummernden Vergangenheit noch nicht enthüllt; seine Kunst wird gewöhnlich an der Formenwelt der in der weiteren Umgebung liegenden Baudenkmäler oder einer Reihe von in Syrien in den letzten Jahrzehnten aufgetauchten nicht mehr frühen Silbergefäßen gemessen. Jerusalem muß für die Frühzeit außer Betracht bleiben; die christliche Gemeinde vor Konstantin war sicherlich nicht sehr stark. Irgend eine künstlerische Schöpfung aus ihrem Kreise ist nicht bekannt. Für den Bau der Grabeskirche beordert der Kaiser zwei Männer von auswärts, den Presbyter Eustathios aus Konstantinopel und den Architekten Zenobios (Syrer? Vgl. Heisenberg, Grabeskirche u. Apostelkirche I, 199). Und Alexandrien? Wer im Banne des literarisch begründeten Rufes der Stadt die spätantiken Denkmäler seiner reichen Sammlungen und auch die des Museums in Kairo durchmustert, kann nur eine schwere Enttäuschung erleben und muß dem Urteil von Sieveking (Gnomon V, 1929, 21) beipflichten: „Solche Qualitätsmängel erhärten die Richtigkeit des von Watzinger aus dem ständigen Stilwechsel gezogenen Schlusses, daß es in Alexandrien wohl Kunst und vor allem Kunsthandwerk, aber keine im eigentlichen Sinne große alexandrinische Kunst gegeben habe.“ Ähnlich auch E. Weigand in Kritischen Berichten zur kunstgeschichtlichen Literatur 1930/31, 43 ff. Die wenigen christlichen Denkmäler, die sicher alexandrinischer Herkunft sind, wie die zwei Marmorstatuen des Guten Hirten, die bis jetzt einzigen aus Alexandrien, der vermeintlichen Heimat des Motivs, bekannt gewordenen, die 1929 in Marsa Matruh, westlich von Alexandrien, gefundene (jetzt Museum in Alexandrien, vgl. E. Breccia in Bull. de la Société archéol. d'Alexandrie n. 26 [Alexandrie 1931]) und die um die gleiche Zeit aus den Schutthügeln von Babylon (Kairo) aufgetauchte, im Besitz von Johann Georg, Herzog zu Sachsen in Freiburg, bestätigen nur denselben Eindruck einer qualitativ geringen Provinzialkunst.

⁴ Die Beispiele der Katakombenmalerei sind so zahlreich, daß sich ein spezieller Hinweis hier erübrigt. Von Sarkophagen erwähne ich nur den Klinensarkophag der Vorhalle von S. Lorenzo fuori le mura (vgl. Rodenwaldt im Jahrbuch des Deutschen archäol. Instituts 45, 1930, 116—89), dazu den Dreihirtensarkophag des Lateran (Christl. Museum n. 183 A) oder den Jonassarkophag des Lateranmuseums n. 119, in dessen breit gehaltene Landschaftsszenerie die christlichen Motive ersichtlich ein-

geflickt sind; von Mosaiken das der Vorhalle des Lateran-Baptisteriums (Wilpert, Mosaiken und Wandmalereien Taf. 1—3), die des Umgangs und der Kuppel (nur in Nachzeichnung erhalten) von S. Costanza in Rom.

⁵ Vgl. Euseb., Vita Constant. II, 45—46 (Euseb. Werke, Leipzig, I, 60). Theodoret von Kyros, Kirchengesch. I, 15 (Parmentier, Leipzig 1911, 59). Euseb., Hist. eccl. X, 4. Gregor. Nyss., Ep. ad Amphiloichium (Migne gr. 46, 1093 f.).

⁶ In der Auszierung der neu erstehenden Kirchen lebt noch geraume Zeit die aus der zeitgenössischen heidnischen Kunst übernommene reine Dekoration fort. Die im letzten Jahr aufgedeckte, von Paulus Diaconus in einem Exzerpt aus Aetheria erwähnte Basilica der Brotvermehrung (4. Jahrhundert) am Nordwestufer des Sees Genesareth weist ein Mosaikpaviment von streuig dargestellten Vögeln, besonders Wasservögeln, Wasserpflanzen, Blumen und einzelnen Türmen auf, in dem noch die beste künstlerische Tradition der Spätantike fortlebt, aber keinerlei christliche Andeutung sich findet; bezeichnend genug, daß eine solche, und zwar Korb mit Broten zwischen zwei Fischen, direkt hinter der Stelle des Altares, erst bei einer späteren Restauration angebracht wurde. Motivlich gehen diese Darstellungen aufs engste zusammen mit den Resten des Mosaikpaviments des 3. Jahrhunderts in der römischen Villa zu Amwas (L. H. Vincent et F. M. Abel, Emmaus, sa basilique et son histoire [Paris 1932] pl. IX); sie gehen zurück auf den Typ der Nilandschaften. Veröffentlichung von Dr. A. Schneider, der unter der Leitung von P. Mader die Ausgrabung vornahm, steht bevor. Ähnlich dekorativ ist das in ganzer Ausdehnung noch erhaltene Mosaikpaviment der beiden nebeneinander liegenden Basiliken von Aquileja gehalten; das innerhalb des heutigen Popponischen Domes durchbricht den Kreis von Tieren und Pflanzen neben der Altarstelle mit dem wohl christlichen Symbol von Fischen, ähnlich wie die spätere Ausführung in der Brotvermehrungsbasilika, und in dieses Seestück mit Fischen ist noch ein weiteres groß ausgeführtes christliches Motiv der Katakombenkunst, die Jonasgeschichte, eingeordnet. In der danebenliegenden zweiten Kirche treten die dekorativen Blumen- und Tiermotive noch ausschließlicher auf. (Vgl. Gnirs im Jahrbuch des kunsthist. Instituts der Zentralkommission für Denkmalspflege 1915, 140 ff. P. Costantini in Nel XXI Centenario della fondazione di Aquileja. 1919.) Daß diese dekorative Kunst nicht nur auf den Bodenbelag von Kirchen beschränkt blieb, zeigt gerade Aquileja, wo an den noch hochgehenden Wänden der Basilika des Bischofs Theodor aus der Zeit Konstantins ebenfalls nur rein ornamental Gartenlandschaften gemalt sind, zeigt dann weiter S. Costanza in Rom, in dessen innerem Umgang felderweise die sonst für das Paviment üblichen Muster auf die Wölbung in Mosaik gekommen sind und auf dessen Kuppeltambour nach den Kopien die biblischen Motive fast völlig verschwinden über einer ganz nach antiken Vorbildern entwickelten Seelandschaft und zwischen der üppigen ornamentalen Aufteilung der oberen Felder. Daß solche künstlerische Ausschmückung der Kirchenräume im 4. Jahrhundert im Osten wie Westen

üblich gewesen ist, ersehen wir aus dem bekannten Brief des hl. Nilus an den Eparchen Olympiodor (S. Nili Epp. IV, 61, Migne gr. 79, 577), der in einem großen Martyrion der hl. Martyrer und Christi an den Wänden rechts und links Jagd- und Fischerszenen mit Hasen, Rehen, Hunden, Fischen hatte anbringen lassen wollen, alle Arten von Tieren, dazwischen viele Kreuze, von Nilus aber hören mußte, daß diese den Sinn der Gläubigen verwirrende Augenweide „knabenhaft und kindisch“ wäre, daß vielmehr in einem Heiligtum vorn gegen Osten ein einziges Kreuz aufgestellt und an den Wänden *ιστορίαι* aus dem Alten und Neuen Testament zur Betrachtung für die des Schreibens Unkundigen und zur Nachahmung der herrlichen Tugendwerke von der Hand eines ausgezeichneten Künstlers gemalt werden sollten. Wir haben hier eine erste Auseinandersetzung zweier Richtungen miteinander, der mit der Spätantike verbunden gebliebenen rein neutralen Dekorationskunst mit ihren der Natur entnommenen Motiven und der auf geistig-seelische Anregung haltenden christlichen Bedeutungskunst. Nach Strzygowski wäre es die Ersetzung der bildlosen iranischen Kunstwelt durch historische „Machtkunst des Mittelmeergebietes“, propagiert durch „fanatische Machttheologen“ wie Nilus (Oriens Christ. 1932, 239 und Asiens bildende Kunst S. 649).

⁷ Grundlegend, aber verschieden in der Einstellung: F. Lucius-G. Anrich, Die Anfänge des Heiligenkults in der christlichen Kirche (Tübingen 1904) und Hipp. Delehaye, Les origines du culte des Martyrs (Brüssel 1912).

⁸ Brief Gregors I. an Kaiserin Constantina. Registr. epistular. (edit. Ewald und Hartmann) IV, 30.

⁹ Martyria quae ibi plurima sunt, stellt schon die Pilgerin Aetheria fest (Geyer, Itinera Hierosolymitana p. 76). Hier hatte Konstantin als Memoria die Apostelkirche errichtet mit 12 Kenotaphien-Sarkophagen; später waren aber auch noch Reliquien der Apostel bzw. Evangelisten Lukas, Andreas hereingebracht worden (vgl. A. Heisenberg, Grabeskirche und Apostelkirche II [1908]). Die Zahl der sonstigen hierher überführten Heiligenleiber ist überaus groß (vgl. Delehaye a. a. O. 66/69, 267/77).

¹⁰ Hieron., Vita Hilarionis c. 46 Migne l. 23/52.

¹¹ Can. 34 der Synode von Karthago vom Jahre 438 bestimmte: ut altaria, quae passim per agros aut vias, tamquam memoriae martyrum, constituuntur, in quibus nullum corpus aut reliquiae martyrum conditae probantur, ab episcopis, qui eisdem locis praesunt, si fieri potest, evertantur. Sin autem hoc propter tumultus populares non sinitur, plebes tamen admoneantur, ne illa loca frequentent. . . . Et omnino nulla memoria martyrum probabiliter acceptetur, nisi aut ibi corpus aut aliquae reliquiae sint, aut ubi orgio alicuius habitationis vel possessionis vel passionis fidelissima origine traditur. Nam quae per somnia et inanes quasi revelationes quorumlibet hominum ubique constituuntur altaria, omnimodo reprobentur (Mansi, Concil. coll. ampl. III, 971).

¹² Die großen, mit vergoldetem Silberblech verkleideten Kreuze auf einem Podium im Innern georgischer Kirchen (ein sehr frühes schon in der uralten Kreuzkirche bei Mzchet) sind wie die ornamental in Reliefausführung an den Fassaden kaukasischer Kirchen angebrachten Kreuze eine Nachbildung des kostbaren Votivkreuzes innerhalb des konstantinisch-modestianischen Baukomplexes der Grabeskirche. Vgl. meine Ausführungen in Röm. Quartalschr. 39 (1931), 607/12.

¹³ Die den Monzester nächstverwandten Ampullen von Bobbio, die erst in den letzten Jahren weiteren Kreisen bekannt wurden, sind behandelt in Civ. Catt. 74 (1923), 37 ff., 124 ff., 320 ff., 420 ff.

¹⁴ Über das Menasheiligtum sind die zahlreichen von 1905 an erschienenen Veröffentlichungen von Carl Maria Kaufmann zu vergleichen, besonders: Die Menasstadt und das Nationalheiligtum der altchristlichen Ägypter. I. 1911. Die heilige Stadt der Wüste, 1924, und Ikographie der Menas-Ampullen, 1910. Über Rusafa: S. Guyer in Sarre-Herzfeld, Archäologische Reise im Euphrat- und Tigrisgebiet, II, 3 ff. und H. Spamer und S. Guyer, Rusafa (Forschungen z. islam. Kunst, 4), Berlin 1926. — Über das Simeonsheiligtum Kalat Siman orientieren die Veröffentlichungen der zwei amerikanischen archäologischen Expeditionen, darnach zusammenfassend Cr. Butler, Early Churches in Syria (1929), p. 97 ff. Ein abschließendes Werk über das kirchen- wie kunstgeschichtlich gleich bedeutsame Denkmal fehlt noch. Über den Styliten: Theodoret, Mönchsgeschichte c. 26. Alle älteren biographischen Texte bei Lietzmann in Texte und Untersuchungen XXXII, 4 (1908). Bemerkenswert die Angabe von Theodoret, Mönchsgeschichte c. 11, daß schon zu seiner Zeit Bilder des Styliten weit verbreitet waren.

¹⁵ In einer besonderen Literaturgruppe mit ansprechenden Lebensbildern der wichtigsten Asketen des Ostens wurde dieser neue Lebensstil des Christentums weithin volkstümlich gemacht. Allen voran steht die Historia Lausiaca von Palladius (edid. Butler, London 1904, mit französischer Übersetzung von Lucot, Paris 1912), die Historia Monachorum oder Vitae Patrum von Rufin, das Pratum Spirituale von Joh. Moschos († 619) und die Conlationes von Cassian.

¹⁶ Über das Aufkommen des bärtigen Christustyps siehe meine Ausführungen in Strena Buliciana (Zagreb 1924), 303—29.

¹⁷ Auf das ganze Problem der Mosaikverkleidung von Innenräumen soll hier nicht eingegangen werden. Ihre Anfänge wird man im Osten zu suchen haben. In hellenistischer Zeit fand sie aber schon weithin in der antiken Kulturwelt Verbreitung. Als Bodenbelag in buntfarbigem Steinmaterial ist das Mosaik seit Beginn der christlichen Ära schon in Pompei und Rom in Verwendung. Glasmosaikverkleidung für Wände oder Decken glaubt J. Zeiller (E. Hebrard et J. Zeiller, Spalato. Le Palais de Dioclétien, Paris 1912) zuerst am Diokletianspalast nachweisen zu können, übersieht dabei aber, daß schon in Pompei Wandbrunnennischen derart inkrustiert waren. Andere Nachweise bringt E. Weigand in Strena

Buliciana (S. 102). Wenn die Wand- und Deckenverkleidung alsbald in konstantinischer Zeit in den frühesten christl. Baudenkmalern Roms angewandt wurde, so läßt das immerhin auf eine längere Tradition im Westen schließen. Aber richtig ist, was S. Guyer ausführt (Münchener Jahrb. d. bild. Kunst N. F. 8 [1931] 109 ff.), daß dieses Überziehen aller konstruktiven Teile und aller Wandabschlüsse eines Raumes mit der schimmernden, gleißenden Pracht der Inkrustation einen ausgesprochenen Gegensatz gegen antikes Empfinden von der Funktion klarer konstruktiver Glieder und raumabschließender Wände darstellt.

¹⁸ Richtig ist das Verhältnis dieses Mosaikzyklus zur antiken Kunst gesehen von Kömstedt a. a. O. 14—18.

¹⁹ Wo und wann sind diese Reihungen von Heiligengestalten angekommen und nach welchen Gesichtspunkten sind sie jeweils angeordnet? S. Apollinare Nuovo hat sie jedenfalls in entwickelter Form, etwas später auch S. Maria Antiqua in Rom, sehr häufig kommen sie auf Denkmälern der östlichen und besonders byzantinischen Kunst in Medaillonform vor, wie beispielshalber auf der Fieschi-Morgan-Staurothek (Marc Rosenberg, Zellschmelz III: Frühdenkmäler, Frankf. 1922, S. 37), vgl. meine Ausführungen in Röm. Quartalschr. 31 (1923), 86—88. Wenn vom 4. Jahrh. an, abgesehen von den Aposteln und Evangelisten, auch wohl einzelne Heilige, zumeist wohl aus lokalen Kultbedürfnissen dargestellt worden sind, so sind Reihungen wie die von S. Apollinare Nuovo bis ins 6. Jahrh. nicht üblich gewesen, sie haben wohl vorwiegend in der Kunst des Ostens Eingang gefunden. Anregung werden wohl die Namenlisten der Martyrologien und liturgischen Kalendarien gegeben haben, die ja auch mehrfach epigraphisch festgehalten worden sind, wie auf der Säule vor der Kirche von Carmona (Delehay, Culte des Martyrs, p. 422), wiederholt auf Denkmälern nordafrikanischer Kirchen, z. B. in Uppenna (ebd. 442).

²⁰ Die Frontalität tritt schon ganz früh in der Katakombenkunst auf; die Oranten und auch biblische Gestalten in dieser Haltung (Noe, Daniel zwischen den Löwen, Susanna u. a.) sind durchweg in dieser Stellung gegeben. Bei der Szene der Magieranbetung wird der gewöhnliche Typ mit Seitenansicht und einer seitlich entwickelten Komposition einige Male abgelöst durch eine streng frontale und symmetrische (mit 2 oder 4 Magiern) Komposition, die auch auf den Monzese Ampullen (Abb. Neuss, Kunst der alten Christen, Fig. 144) eingehalten ist (symmetrische Gruppierung trotz der Dreizahl der Magier erreicht durch Hinzunahme der Hirten). Streng frontal sind die Prozessionsreihen in S. Apollinare Nuovo in Ravenna, trotzdem der Richtungspunkt eine Bewegungshaltung verlangt hätte. Frontalität mit symmetrischer Anordnung ist auch auf dem Silberkästchen von S. Nazaro in Mailand streng durchgeführt. Und ebenso wahrt die Kirchengangszene Justinians und der Kaiserin in der Apsis von S. Vitale in Ravenna aus Repräsentationsrücksichten der Persönlichkeiten trotz der Einmaligkeit des Vorganges und der durch ihn bedingten Bewegungsrichtung die strenge Frontalität. Abendländische Auffassung im Sinne

einer realeren Gestaltung hat sich mehrfach gegen östliche streng auf frontale Repräsentation haltende trotzdem gelegentlich durchgesetzt, wie in der Schilderung der Himmelfahrt Christi (Münchener Elfenbeintafel — Darstellung im Rabulas-Codex der Marciana). Auf die Vorbildlichkeit der Opferdarstellung in Dura am Euphrat für das Prozessionsmosaik in S. Vitale hat zuerst B r e a s t e d t (*Oriental forerunners of Byzantine painting*, Chicago 1924) aufmerksam gemacht und damit nahezu allgemein Zustimmung gefunden. Vgl. auch G. R o d e n w a l d t im Vortrag bei der Bonner Winckelmann-Feier 1927 (*Bonner Jahrb.* 133 [1929], 228 ff.).

²¹ Neuestens werden auch indische Einflüsse in der hellenistischen und frühchristlichen Kunst angenommen. Das Trierer Elfenbeinrelief mit Darstellung eines Festzuges wird von J. S t r z y g o w s k i (Asiens bildende Kunst) in Zusammenhang gebracht mit den Reliefs von Barhut und Sanchi und Alb. I p p e l (*Indische Kunst und Triumphalbild.*, Leipzig 1929) sucht den Einfluß vor allem in den Triumphaldarstellungen nachzuweisen. In einer Richtigstellung der geschichtlichen Zusammenhänge hat G. R o d e n w a l d t für das Neue im Durafresko wie in den Werken der abendländischen christl. Kunst parthische Einwirkung festgestellt und in diesem Zusammenhang auf die repräsentative Form des Mithraskultbilds hingewiesen (*Gnomon* 1931, 292 ff.).

²² S t r z y g o w s k i hat den zum ersten Mal am Diokletianspalast konsequent angewandten Rundbogen über Säulen auf S y r i e n zurückgeführt (*Studien aus Kunst u. Gesch. Festschrift f. Fr. Schneider* [Freib. 1906] 323 ff.), dagegen hat aber E. W e i g a n d (*Strena Buliciana* S. 92 ff.) m. E. den überzeugenden Nachweis zu führen verstanden, daß die Verbindung von Säule mit Bogen in der römischen Architektur seit Ende der republikan. Zeit festzustellen ist.

²³ Den Charakter dieser neuen Kirchenarchitektur gegenüber der klassischen hat sehr gut S. G u y e r in dem Aufsatz „Vom Wesen der byzantinischen Kunst“ (*Münchener Jahrb. d. bildend. Kunst* N. F. VIII [1931], 99—132) analysiert. Bei der Kürze der für meine Rede zulässigen Zeit konnte das ganze Problem nur andeutungsweise angeschnitten werden.

Bericht des abtretenden Rektors
PROF. DR. HEINRICH WEBER

Hochverehrte Anwesende, liebe Kommilitonen!

Das verflossene Amtsjahr, über das ich heute¹ als scheidender Rektor pflichtgemäß Rechenschaft abzulegen habe, war infolge der äußerst schwierigen Zeit, die wir alle durchleben, für die Universität kein leichtes. Es war — das darf man feststellen — kein Friedensjahr! Die Hochschulen allgemein und so auch die Universität Freiburg haben im verflossenen Jahre einen außerordentlich schweren Stand gehabt. Die beispiellose Krise hat sich im Jahre 1931/32 nicht nur für unser schwergeprüftes Vaterland, sondern auch für unsere Hochschulen noch erheblich verstärkt, und ob der Tiefstand erreicht ist, kann heute kaum jemand sagen. Die Frage hängt von zu vielen, nicht nur innerdeutschen, sondern namentlich internationalen Faktoren ab, deren Entwicklung nicht klar vorauszusehen ist. Wie mein Herr Vorgänger in seinem vorjährigen Berichte gezeigt hat, ist es in erster Linie die große finanzielle Not, die auf Reich und Ländern und damit auch auf den Hochschulen schwer lastet. Warnend erhob er seine Stimme gegen eine mechanische Übertragung der Sparmaßnahmen und der Kürzungen auf die kulturellen Belange. Es gäbe hier ein „Existenzminimum“, das schon erreicht, wenn nicht schon unterschritten sei. Doch das Jahr 1931/32 mit seinen zahlreichen Notverordnungen hat noch weit tiefer in das Leben und Wirken der Hochschulen und der Hochschullehrer eingegriffen als die vorausgegangenen Jahre. Ich glaube, nicht zu übertreiben, wenn ich behaupte, daß die Hochschulen am meisten durch die Zwangsmaßnahmen des Reiches und der Länder gelitten und über sie zu klagen haben. Von jeher hat es zum geistigen Wesen Deutschlands gehört, daß es sich frei entwickelte und gestaltete, und seine großen historischen und praktischen Erfolge verdankt es diesem hervorragenden Grundsatz. Dieses Prinzip sucht man aber neuer-

¹ Der Jahresbericht konnte infolge Erkrankung des Prorektors nicht persönlich erstattet werden. Er erscheint aber im Druck.

dings mehr und mehr zu verlassen. Und das bedeutet für die fortschrittliche Entwicklung der Hochschulen eine eminente Gefahr, die wir zielfest ins Auge fassen müssen. Die Grundmauern unserer Hochschulen werden auf diese Weise untergraben. Namentlich unsere Forschungsinstitute geraten dem Auslande gegenüber ins Hintertreffen, zumal seitdem auch die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft und andere Einrichtungen infolge durchaus unzulänglicher Mittel heute nicht mehr in dem Maße helfend und fördernd eingreifen können wie in den vorausgegangenen Jahren. Ich will nicht näher auf dieses Problem eingehen. Es ist hier wohl nicht der richtige Ort dazu. Jedoch kann ich es nicht unterlassen, kurz auf die Tatsache der Beseitigung der sog. Emeritierung der Hochschullehrer hinzuweisen, mit der man eines ihrer wichtigsten Rechte ohne Verhandlungen mit ihnen aufgehoben hat. Es handelt sich hier nicht um ein V o r recht, ein Privileg im üblichen Sinne, wie vielerseits angenommen wird, sondern um ein Recht, das in der Eigenart des deutschen Hochschulwesens vollbegründet ist. Man hat diese Frage hauptsächlich als eine Finanzfrage betrachtet und behandelt. Eine solche ist es aber nur in ganz geringem, ja verschwindendem Maße. Der Schwerpunkt der Emeritierung liegt auf einem ganz anderen, einem viel wichtigeren Gebiete. Sie ist in erster Linie eine ethische Frage. Die Beseitigung der Emeritierung greift aus Gründen, die ich hier nicht zu erörtern brauche, ans Mark der Hochschulen. Die Emeritierung ist für die Hochschulen eine ihrer wertvollsten Einrichtungen, geradezu eine Existenzfrage. Das hat man denn wohl auch an den maßgebenden Stellen inzwischen erkannt. Es war ein Kardinalfehler, daß das Land Baden dem schlimmen Beispiele Preußens folgte und dadurch eine ganz unnötige Unruhe und Unzufriedenheit in die Kreise der badischen Hochschullehrer trug, zumal andere Länder, wie beispielsweise Bayern, Hessen und für die schon angestellten Professoren auch Württemberg, es nicht taten. Wir wollen hoffen, daß diese Maßnahme von der badischen Regierung wieder freiwillig aufgehoben wird². Wenn nicht, dann sind die Organe der Hochschulen in deren Interesse verpflichtet und auch fest entschlossen, das Recht der Emeritierung mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln auf dem Wege des Rechts wieder zurückzuerwerben. So viel glaubte ich hier heute in aller Offenheit sagen zu müssen, da während meines

² Ist inzwischen geschehen!

Rektoratsjahres die grundsätzliche Beseitigung der Emeritierung beschlossen und durchgeführt wurde.

Und nun zum zweiten großen Übelstande unserer Universitäten, zum Problem ihrer zu hohen, ungesunden Besucherzahl, auf die mein Herr Amtsvorgänger ebenfalls im vorigen Jahre schon hingewiesen und deren große Nachteile er scharf beleuchtet hat. Wie die folgenden Zahlen dartun, hat sich aber an der Überfüllung unserer Universität in den beiden letzten Semestern noch nichts geändert. Im Sommersemester 1931 war die Zahl der Studierenden nur wenig kleiner als im Sommersemester 1930, im W.-S. 1931/32 aber war sie etwas höher als im W.-S. 1930/31. Im S.-S. 1931 betrug die Zahl der Studierenden, einschließlich der Hörer, nämlich 4249 gegen 4398 im S.-S. 1930, im W.-S. 1931/32 dagegen 3717 gegen 3702 im W.-S. 1930/31. Ob in diesem Semester die Besucherzahl unserer Universität sich erheblich ändert, steht noch nicht fest. Ein wesentlicher Rückgang scheint sich nicht zu vollziehen. — Diese Zahlen sind für die bestehenden Einrichtungen unserer Universität entschieden zu hoch. Das Mißverhältnis zwischen den stark gekürzten Mitteln der Universität und ihren Erfordernissen verstärkt sich natürlich durch die hohe Frequenz ganz erheblich. Wenn in einigen Fächern die Hauptvorlesungen doppelt gehalten, und wenn im anatomischen Laboratorium etwa 800 Studierende der Medizin beschäftigt werden müssen, so ist das ein ganz ungesunder, auf die Dauer ein geradezu unhaltbarer Zustand, sowohl für den Professor, wie für die Studierenden, denen der Lehrer nicht voll gerecht werden kann. Er muß die Verantwortung für einen musterhaften Betrieb ablehnen. —

Ich komme nun zu den wichtigsten Ereignissen, die sich im Leben der Universität im verflossenen Jahre abgespielt haben. Zweifellos das bedeutendste war die Eröffnung der neuen medizinischen und der neuen chirurgischen Klinik. Wie ich an anderer Stelle sagte, war die Inbetriebnahme dieser beiden wichtigen Kliniken für die Universität ein ganz großer Tag. Ihre Errichtung war für die medizinische Wissenschaft und Forschung sowie auch für die medizinische Praxis und vor allem für die leidende Bevölkerung Oberbadens eine Großtat. Wir danken hier nochmals allen, die an der Errichtung dieser stolzen und zweckmäßigen Neubauten teils durch Bewilligung der gewaltigen Mittel, teils durch ihres Geistes und ihrer Hände Arbeit mitgewirkt haben. Die Eröffnungs-

feierlichkeiten waren der Zeit entsprechend in bescheidenem Rahmen gehalten, nahmen aber doch einen glänzenden Verlauf. Sie werden allen, die daran teilnehmen konnten, zeitlebens im Gedächtnis bleiben. Hoherfreulich ist es — das kann schon heute trotz der schlimmen Zeitverhältnisse festgestellt werden —, daß die beiden Kliniken fast dauernd vollbelegt sind. Immerhin möchte ich auch hier nochmals mit Nachdruck der Hoffnung Ausdruck geben, daß der Bau der noch fehlenden Kliniken, die zum geplanten Ganzen gehören, baldigst in Angriff genommen wird. Sonst bleibt das Errichtete ein Torso, ein verhältnismäßig zu teurer Teil des großgedachten und geplanten Werkes.

Wir danken ferner für all das, was die Universität sonst an Förderung erfahren hat; in erster Linie dem Lande, der Staatsregierung und insbesondere dem Unterrichtsministerium, die bemüht sind, die für den Lehr- und Forschungsbetrieb erforderlichen Mittel entsprechend der heutigen Möglichkeit bereitzustellen; ebenso der Stadt Freiburg und ihrem Herrn Oberbürgermeister, mit denen die Universität unausgesetzt im besten Einvernehmen steht. Das hat auch die zum Todestage Goethes mit der Stadt gemeinsam begangene Feier im Theater, bei der die Universität den Festsredner, Herrn Kollegen Schadewaldt, stellen durfte, wieder gezeigt. Es war eine unseres größten Dichters würdige und eine erhebende Feier.

Für mannigfache Hilfe danken wir auch unserer Wissenschaftlichen Gesellschaft sowie der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft. Und weiter möchte ich noch besonders allen denen unserer Kollegen Dank sagen, die in freiwilliger, uneigennütziger Arbeit sich um wichtige Universitätsbelange verdient gemacht haben: ich nenne nur Herrn Kollegen H e f f t e r als Leiter unserer Studentenhilfe, Herrn O l t m a n n s als Leiter der mensa academica und Herrn Kollegen U h l e n h u t h, der an die Stelle des Herrn Kollegen A s c h o f f als Vorsitzender des Akademischen Ausschusses für Leibesübungen getreten ist und damit eine erhebliche Arbeitslast auf sich genommen hat.

Schließlich sei auch all unseren Beamten warmer Dank für ihre umfangreiche Arbeit ausgesprochen, die durch die auch hier getroffenen Abbaumaßnahmen für jeden einzelnen wesentlich gewachsen ist.

Schmerzliche Verluste hat die Universität auch in diesem Jahre erlitten durch den Tod des ordentlichen Honorarprofessors Dr. Ernst Leumann, der nach dem Kriege, von Straßburg vertrieben, von Baden übernommen wurde, und des Assistenten an der Hals-, Nasen- und Ohrenklinik, Herrn Dr. Gerriet Otto Meyer. Von der Studentenschaft starben stud. med. Kurt Riese aus Hirschhorn und stud. phil. Sigismund Marcus aus Pinne.

Der Lehrkörper der Universität hat im verflossenen Studienjahre folgende Änderungen erfahren. Infolge Berufung an eine andere Hochschule schieden aus: Prof. Dr. Heinrich Hoeniger an die Universität Kiel, Prof. Dr. Hans Jantzen an die Universität Frankfurt a. M., Prof. Dr. Joseph Schacht an die Universität Königsberg, Prof. Dr. Otto Becker als Prof. ord. an die Universität Bonn, Prof. Dr. Hermann Rein als Prof. ord. an die Universität Göttingen, Prof. Dr. Bruno Huber als planmäßiger a. o. Professor an die Technische Hochschule Darmstadt. Unsere besten Wünsche begleiten sie alle in ihre neue Tätigkeit.

Abgelehnt hat einen Ruf an die Universität Bonn Prof. Dr. Fritz Pringsheim.

Neu berufen wurden an unsere Hochschule: Privatdozent Dr. Hermann Heimpel hier unter Ernennung zum Prof. ord. auf einen Lehrstuhl der Geschichte, Prof. Dr. Friedrich Oehlkers an der Technischen Hochschule Darmstadt zum Prof. ord. für Botanik, Prof. Dr. Walther Löhlein an der Universität Jena auf den Lehrstuhl für Augenheilkunde. Sie alle heißen wir herzlich willkommen. Mögen sie sich bald in unserem Kreise heimisch fühlen und reiche wissenschaftliche Erfolge in Freiburg ernten.

Die Amtsbezeichnung außerordentlicher Professor wurde verliehen den Privatdozenten Dr. Josef Beeking, Dr. Erich Krauß, Dr. Bruno Geinitz, Dr. Bruno Huber, Dr. Konrad Fromherz, Dr. Wilhelm Starlinger, Dr. Franz Büchner, Dr. Arnold Cissarz, Dr. Heinrich Kapferer. Wir beglückwünschen diese Kollegen hierzu, ebenso auch diejenigen, welche mit der Habilitation die akademische Laufbahn beschritten haben.

Es haben sich im verflossenen Studienjahre habilitiert: Dr. Walther Heymann für Kinderheilkunde, Dr. Anton Waldeyer für das gesamte Gebiet der normalen Anatomie, Dr. Erich Uhl-

mann für Dermatologie, Dr. Berta Ottenstein für Dermatologie, Dr. Friedrich Zauner für Geologie und Paläontologie (Umhabilitierung), Dr. Martin Jenke für innere Medizin, Dr. Werner Brock für Philosophie (Umhabilitierung), Dr. Heinrich Kuen für romanische Philologie (Umhabilitierung), Dr. Guido Kaschnitz - Weinberg für Archäologie, Dr. Erwin Zimmermann für Bakteriologie und Hygiene, Dr. Helmut Isеле für Bürgerliches Recht, Handelsrecht und Zivilprozeßrecht, Dr. Friedrich Lutz für Nationalökonomie, Finanzwissenschaft und Statistik.

Die Würde eines Ehrensensors der Universität wurde anläßlich der Einweihung der neuen Kliniken verliehen an den Hochschulreferenten Ministerialrat Dr. Eugen Thoma, Ministerialrat Dr. Fritz Hirsch, Oberregierungsbaurat Adolf Lorenz, Vorstand des Bezirksbauamts hier, und an den Obmann des Stadtverordneten-Vorstandes von Freiburg, Rechtsanwalt Christian Bauer.

Die Würde eines Ehrendoktors wurde verliehen: von der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät: dem Geheimerat Professor Dr. Ernst Fabricius und dem Oberlandesgerichtspräsidenten Karl Buzengeiger; von der naturwissenschaftlich-mathematischen Fakultät anläßlich der Einweihung des Neubaus des physikalisch-chemischen Instituts den Professoren Lord Ernest Rotherford in Cambridge, Manne Siegbahn in Upsala und V. Moritz Goldschmidt in Göttingen, sowie anläßlich seines 80. Geburtstages dem Geheimerat Professor Dr. Ferdinand v. Lindemann in München.

Ihre Antrittsrede haben gehalten: Prof. Dr. Erik Wolf über „Vom Wesen des Täters“ und Prof. Dr. Andreas Schwarz über: „Der Einfluß deutscher Zivilistik und Romanistik auf die Rechtskultur der modernen Welt“.

Für das Studienjahr 1931/32 waren folgende Preisaufgaben gestellt:

Von der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät:

„Das System der wichtigsten deutschen Strafgesetzbücher seit 1532 als Ausdruck der verschiedenen Bewertung der Rechtsgüter.“ Über die eingegangene Arbeit, die das Motto: „Stat nominis umbra“ trägt, hat die Fakultät folgendes Votum beschlossen:

„Auf Grund guter Quellenkenntnis und einer glücklichen Verbindung historischer, soziologischer und juristischer Methode gibt die Arbeit ein deutliches Bild vom Wandel der Wertung der Rechtsgüter in den deutschen Strafgesetzbüchern seit 1532; sie forscht den Ursachen dieses Wandels behutsam nach. Dank ungewöhnlichem Fleiß beherrscht der Verfasser ein ausgedehntes Sachgebiet und eine reiche Literatur, die teilweise zu strenger Auswahl nötigte. In Würdigung des Fachwissens und der vertieften Bildung, welche die Arbeit erkennen läßt, spricht ihr die Fakultät trotz einigen sachlichen Bedenken den vollen Preis zu.“
Preisträger ist: cand. iur. Thomas W ü r t e n b e r g e r.

Von der medizinischen Fakultät:

„Ist eine einwandfreie quantitative Bestimmung der Gallensäure im Blut möglich, und inwieweit kann man aus dem Vorhandensein von Gallensäure im Blut diagnostische Schlüsse auf die Art einer Lebererkrankung ziehen?“ Die Aufgabe hat eine Bearbeitung erfahren, die das Kennwort „P e t t e n k o f e r“ trägt.

Nach dem Urteil der medizinischen Fakultät ist die aufgeworfene Frage zwar nicht vollständig gelöst, sie behandelt aber das Thema mit neuen experimentellen Methoden so gründlich, daß die gestellte Aufgabe als gelöst zu bezeichnen ist. Dem Bearbeiter, cand. med. Friedrich W. S t e i n b e r g, wurde der volle Preis zuerkannt.

Von der philosophischen Fakultät:

„Walther von der Vogelweide im Wandel der Jahrhunderte.“ Eingereicht wurden drei Arbeiten, von denen zwei für die Zuerkennung eines Preises ausscheiden.

Das Urteil der Fakultät über die letzte Arbeit mit dem Kennwort „Mittelalter“ lautet: „Die Arbeit ist zweifellos eine fleißige, geistig tiefergehende Leistung. Sie sucht Walther und das Fortleben seiner Persönlichkeit und seines Werkes auf dem Hintergrund der jeweiligen geistesgeschichtlichen Lage vom Mittelalter bis zur Neuzeit zu erfassen. Dabei begeht sie allerdings den Fehler, die einzelnen geistesgeschichtlichen Abschnitte in deren eigenem Wesen selbständig kennzeichnen zu wollen, obwohl der Verfasser sich bei diesem Versuch nur auf Darstellungen zweiter und dritter Hand stützt. Dadurch ergeben sich nicht nur unnötige Breiten, sondern auch schiefe Urteile, die manchmal das eigent-

liche Urteil des Themas in den Hintergrund treten lassen. Trotzdem bietet die Arbeit so viel Selbständiges und Förderndes, daß die Fakultät ihr den vollen Preis zuerkennt unter der Auflage, daß vor ihrer Veröffentlichung oder vor ihrer Verwendung als Promotionsschrift die nötige Kürzung und Umarbeitung unter Aufsicht der Fakultät erfolgt."

Der Preisträger ist: stud. phil. Günther Gerstmeier.

Von der naturwissenschaftlich-mathematischen Fakultät:

„Es soll das Molekulargewicht der Nitrozellulose durch Viscositätsbestimmung ermittelt werden."

Die Fakultät teilt mit: „Die vorliegende Arbeit, die das Kennwort ‚K é k u l é‘ trägt, bringt eine Lösung der Aufgabe und zeigt, daß man das Molekulargewicht der Nitrozellulose geradeso wie das anderer hochmolekularer Verbindungen durch Viscositätsbestimmungen ermitteln kann. Die klar und übersichtlich geschriebene Arbeit kann zur Preisverteilung unter Zuerkennung des vollen Preises bestens empfohlen werden."

Der Preisträger ist: cand. chem. Heinz Haas.

Ich beglückwünsche die Preisträger, die mit ihren Arbeiten ein selbständiges wissenschaftliches Forschen begonnen haben.

Die von der **theologischen Fakultät** gestellte Preisaufgabe: „Die Organisation der Altarpfründen des Freiburger Münsters im Ausgang des Mittelalters" hat eine Bearbeitung nicht erfahren.

Für das Studienjahr 1932/33 wurden folgende Preisaufgaben gestellt:

Theologische Fakultät:

„Die Tugend- und Lasterkataloge im Neuen Testament, exegetisch, religions- und formgeschichtlich untersucht."

Rechts- und staatswissenschaftliche Fakultät:

„Die Herkunft der nichtrömischen Bestandteile im ostgotischen Edikt."

Medizinische Fakultät:

„Welche Wahrscheinlichkeitsbeweise lassen sich klinisch und pathologisch-anatomisch für die Annahme einer hämatogenen Reinfektionsphthase erbringen?"

Philosophische Fakultät:

„Das Selbstbestimmungsrecht der Völker und die englische Politik des 19. Jahrhunderts.

Es ist die Haltung Englands zu den verschiedenen Versuchen europäischer Völker, die Idee des nationalen Selbstbestimmungsrechts, insbesondere bei Gebietsveränderungen und Grenzziehungen zu verwirklichen, nach ihren ideellen und praktisch-politischen Motiven zu untersuchen.“

Naturwissenschaftlich-mathematische Fakultät:

„Ein engumgrenztes Gebiet des Schwarzwaldes ist hinsichtlich der wichtigeren Hypothesen über die Bedingtheit des mittelgebirghaften Formenschatzes physiologisch-morphologisch zu untersuchen.“

Ihren 70. Geburtstag begingen Geh. Hofrat Prof. Dr. Karl Seith, Prof. Dr. Alexander Ritschl und Geh. Hofrat Prof. Dr. Wilhelm Deecke. Sie wurden in akademischer Weise beglückwünscht.

Ein sehr seltenes Fest fand am 16. Dezember 1931 statt. Geheimrat Prof. Dr. Otto Lenel feierte sein 60jähriges Doktor-Jubiläum. Die Heidelberger Juristenfakultät erneuerte ihm aus diesem Anlaß das Doktordiplom, das ihm vom Dekan der Fakultät, Herrn Prof. Dr. Levi, der einige Jahre unserer Universität angehört hat, persönlich überreicht wurde. Außerdem beglückwünschte ihn die große Deputation der Universität, an ihrer Spitze der Rektor, und Vertreter unserer Juristenfakultät.

An akademischen Feiern veranstaltete die Universität die Rektoratsübergabe am 9. Mai 1931 und die Bismarckfeier am 27. Juni 1931, wobei Herr Kollege Kolbe die Festrede hielt. Am 28. November 1931 fand die Gefallenen-Gedenkfeier mit Kirchengang statt und zum ersten Male verbunden mit der Langemarckfeier, bei der Herr Kollege Honecker die Ansprache hielt. Zum großen Bedauern aller Angehörigen der Universität mußte dagegen die Reichsgründungsfeier (Kommers) am 18. Januar 1932 mangels der erforderlichen Mittel der Studentenschaft ausfallen. Wir wollen hoffen, daß dies nur eine einzige Ausnahme war, daß die wirtschaftlichen und finanziellen Verhältnisse sich bis zum

Januar 1933 derart gebessert haben werden, daß die so beliebte Feier wieder stattfinden kann.

Von auswärtigen glanzvollen Veranstaltungen, an denen eine Vertretung unserer Universität geboten erschien, nahm der Rektor teil an der Einweihung des neuen Kollegiengebäudes (Schurman-Bau) der Universität Heidelberg am 9. Juni 1931 und an dem 100jährigen Jubiläum der Technischen Hochschule Hannover am 15. Juni 1931. Auch der feierlichen Rektoratsübergabe der Universität Heidelberg am 21. November 1931 und der Technischen Hochschule Karlsruhe am 5. Dezember 1931 wohnte der Rektor bei.

Zum Schlusse drängt es mich, noch allen Kollegen und Ihnen, meine lieben Kommilitonen, insbesondere den Mitgliedern des Asta, von Herzen zu danken, die mich während meines Amtsjahres in treuer Mitarbeit unterstützt haben. Trotz der schweren Zeit hat das gegenseitige Vertrauen, das Verantwortungs- und Pflichtbewußtsein alle Beteiligten in harmonischer Weise für die Belange der Universität zusammenarbeiten lassen, so daß Differenzen vollkommen vermieden wurden. Störungen des Lehr- und Forschungsbetriebes der Universität haben nicht stattgefunden.

Anhang zum Jahresbericht 1931/32

Im Sommersemester 1931 waren immatrikuliert:

267 Theologen;

954 Angehörige der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät (stud. jur. 786, stud. rer. pol. 168);

1458 Mediziner und Studierende der Zahnheilkunde (231);

761 Angehörige der philosophischen Fakultät und

610 Angehörige der naturwissenschaftlich-mathematischen Fakultät (einschl. 113 Chemiker, 53 Pharmazeuten und 91 Forstwissenschaftler);

zus. 4050 (darunter 964 Frauen);

Hörer: 199

zus. 4249.

Im Wintersemester 1931/32 waren immatrikuliert:

261 Theologen;

704 Angehörige der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät (stud. jur. 549, stud. rer. pol. 155);

1443 Mediziner und Studierende der Zahnheilkunde (234);

583 Angehörige der philosophischen Fakultät und

538 Angehörige der naturwissenschaftlich-mathematischen Fakultät (einschl. 99 Chemiker, 53 Pharmazeuten und 118 Forstwissenschaftler);

zus. 3529 (darunter 791 Frauen);

Hörer: 188

zus. 3717.

Die Doktorprüfung bestanden: in der theologischen Fakultät 5 Kandidaten, in der rechts- und staatswissenschaftlichen 61 (darunter 20 Nationalökonomien), in der medizinischen 113 (darunter 25 Zahnärzte), in der philosophischen 22 und in der naturwissenschaftlich-mathematischen Fakultät 14, zusammen 215 Kandidaten. Die ärztliche Vorprüfung bestanden 93 Kandidaten, die ärztliche Hauptprüfung 88; die zahnärztliche Vorprüfung 53; die zahnärztliche Prüfung 28; die Apothekerprüfung 21; die forstliche Vorprüfung 24 und die forstliche Fachprüfung 27 Kandidaten; die Diplomprüfung für Volkswirte haben 17 Kandidaten bestanden.

Ehrungen.

Der Direktor der Universitäts-Hautklinik, Prof. Dr. Georg Rost, wurde zum Ehrenmitglied der Jugoslawischen Dermatovenerologischen Gesellschaft ernannt.

Prof. Dr. Philipp Funk wurde zum ordentlichen Mitglied der Badischen Historischen Kommission ernannt.

Geheimerat Prof. Dr. Heinrich F i n k e wurde zum korrespondierenden Mitglied der Wiener Akademie der Wissenschaften ernannt.